

**DEAN
KOONTZ**

**QUICK
SILVER**

Aus dem Amerikanischen von Heiner Eden

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Quicksilver*
erschien 2022 im Verlag Thomas & Mercer.
Copyright © 2022 by The Koontz Living Trust

1. Auflage März 2023
Copyright © dieser Ausgabe 2023 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Titelbild: Festa Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-056-4
eBook 978-3-98676-057-1

*Rück deinen Stuhl heran
bis an den Rand des Abgrunds
und ich erzähle dir eine Geschichte.*

F. Scott Fitzgerald



TEIL I

LERNE MICH KENNEN



Mein Name ist Quinn Quicksilver – oder »Ku-Ku« für die gemeinen Kinder, als ich noch klein war –, aber ich kann meinen Eltern keinen Vorwurf machen, denn ich weiß nicht, wer sie sind. Kurz nach meiner Geburt wurde ich auf einem einsamen Highway ausgesetzt, sieben Meilen außerhalb von Peptoe, Arizona, wo 906 Leute so taten, als wäre der Ort, in dem sie lebten, tatsächlich eine Stadt. In eine blaue Decke eingewickelt und in ein weißes Körbchen aus Kunststoffschilf gebettet, hatte man mich auf dem mittleren von drei Teerstreifen abgestellt, wo ich kurz nach Sonnenaufgang gefunden wurde.

Man sollte glauben, dass es keinen schlechteren Start in ein Leben geben kann, aber seien Sie versichert, dass es noch viel schlimmer hätte kommen können. Zum einen war dies das Land der Kojoten. Hätte mich eine dieser Kreaturen gefunden, sie hätte mich nicht gesäugt, so wie die Wölfin es tat, die den ausgesetzten Romulus, den Gründer Roms, fand und rettete. Nein, sie hätte mich als eine Fast-Food-Essenslieferung betrachtet. Ich hätte auch von einem Sattelschlepper überfahren werden und als Pastete für Aasgeier enden können.

Zum Glück wurde ich von drei Männern auf dem Weg zu ihrer Arbeit gefunden. Der erste, Hakeem Kaspar, war ein Leitungsmonteur für den Verwaltungsbezirk, so wie in dem Song von Glen Campbell, den ich immer reizend, aber auch ein wenig seltsam fand. Natürlich hatte ich ihn damals, als ich auf dem Highway gefunden wurde, noch nicht gehört. Der zweite, Bailie Belshazzer, arbeitete als Chefmechaniker für einen der ersten Windparks im Land. Der dritte, Caesar Melchizadek, war der Pit Manager für die Blackjack-Tische in einem Indianercasino.

Laut einem Zeitungsartikel aus jener Zeit machte es mir Hakeem in dem Fußraum der Beifahrerseite seines Trucks von der Elektrizitätsgesellschaft bequem und fuhr mich zum Büro des County-Sheriffs. Bailie und Caesar folgten ihm in ihren Fahrzeugen. Warum sie es für nötig hielten, mich zu dritt den Gesetzeshütern zu übergeben, stand nicht in dem Artikel. Mehr wusste ich von diesen Männern nicht, bis ich, Jahre später und um mein Leben rennend, einen von ihnen in der Hoffnung aufsuchte, irgendein kleines Detail zu erfahren, das mir einen Hinweis darauf geben würde, wer und was ich bin.

Eine Sicherheitsnadel befestigte einen kleinen Briefumschlag an der Decke, in die ich eingewickelt war. Weder Hakeem noch Bailie noch Caesar hatten es gewagt, ihn zu öffnen, weil sie offenbar jahrelang Fernsehserien wie *CSI* geguckt hatten und befürchteten, dass sie die Fingerabdrücke des Kidnappers verwischen könnten. Entweder vermuteten sie, dass mich irgendein Unmensch entführt hatte, der dann

die Nerven verlor und mich an jenem heißen Morgen meinem Schicksal überließ, oder sie glaubten, dass irgendwer meine Eltern verschleppt hatte und nun von *mir* ein Lösegeld verlangte. Als der Sheriff den Umschlag aufriss, fand er darin nur eine Karte, auf die QUINN QUICKSILVER und mein Geburtsdatum gedruckt waren.

In jenen Tagen gab es niemanden im Staat Arizona mit dem Nachnamen »Quicksilver«. Trotzdem vermuteten alle sofort, dass das mein Name war. Seit-her trage ich ihn mit mir herum. Natürlich steht der Name auch für Quecksilber oder Merkur, das flüs-sige Metall, das nach dem römischen Gott Mercurius benannt worden ist. Er war der Bote der anderen Götter und wurde für seine enorme Geschwindigkeit geschätzt – der Typ konnte wie verrückt beschleunigen. Und auch wenn Quinn als eine andere Form von Quentin verwendet wird, so entstammt der Name dem lateinischen Begriff *quintus*, was »der Fünfte« oder, in gewissen Zusammenhängen, auch »fünfmal« bedeutet. Vielleicht war es also gar nicht mein Name, sondern eine geheimnisvolle Botschaft, die »fünfmal beschleunigen« besagte, auch wenn man solch einen Tipp in Baby-Ratgebern genauso wenig findet wie die Anweisung »in Olivenöl und Basilikumblätter einlegen«.

Dann wurde ich zu einem Mündel des Countys, dem jüngsten, das je der Kinderbetreuung überlassen wurde. Keine Pflegefamilie war bereit, einen drei Tage alten Säugling aufzunehmen, dessen einziger Besitz eine besudelte Wickeldecke war und der, in den

Worten von Sheriff Garvey Monkton, »seltsame blaue Augen und einen unheimlich festen Blick für solch einen winzig kleinen Wicht« hatte. Später dann wurde ich ins Mater Misericordiæ geschickt, ein Waisenhaus in Phoenix, das von katholischen Nonnen geführt wurde.

Als ich sechs Jahre alt war, wurde allen klar, dass ich nicht adoptierbar war. Unter Adoptivkindern gelten die Säuglinge als die begehrteste Altersgruppe und landen schneller in einem stabilen Zuhause, als man »Guddiguddigu« sagen kann. Das liegt daran, dass Babys in der Regel niedlicher als ältere Kinder sind, von Rosemarys berühmtem Baby vielleicht einmal abgesehen, aber auch daran, dass nicht genug Zeit vergangen ist, um von ihren leiblichen Eltern verkorkst worden zu sein. Jeder grinsende Säugling ist eine Persönlichkeit im Entstehen und somit empfänglich, zu einem Spiegelbild seiner Adoptiveltern geformt zu werden. Doch obwohl ich eigentlich niedlich genug war und dazu noch bereit, mich wie Lehm kneten zu lassen, gab es keine Abnehmer für Quinn Quicksilver.

Mein Scheitern, ein endgültiges Zuhause zu finden, lag nicht an dem mangelnden Einsatz der guten Schwestern des Mater Misericordiæ. Sie sind so unermüdlich und raffiniert wie jeder andere Nonnenorden auf diesem Planeten. Sie entwarfen einen Vermarktungsplan für mich, erstellten eine wunderbare PowerPoint-Präsentation und priesen mich den angehenden Eltern so aggressiv an, wie Disney es mit Zeichentrickfilmen über Prinzessinnen und drollige Tiere macht. Doch es half alles nichts. Viele Jahre

später erfuhr ich von der Begründung, mit der einige der interessierten Adoptiveltern mir eine Abfuhr erteilten, aber vielleicht spare ich mir ihre Kommentare lieber für später auf.

Das Waisenhaus war außerdem eine Schule, denn Kinder, die sechs und älter waren, blieben oft dort, bis sie 18 wurden. Die Schwestern, die als Lehrerinnen dienten, waren ausgezeichnete Wissensvermittler, und die Kinder wussten, dass es besser war, sich ihrer Schulbildung nicht zu widersetzen. Wer sein Potenzial nicht ausschöpfte, verbrachte eine Menge Zeit damit, den Abwasch zu erledigen, Kartoffeln zu schälen und die Wäsche zu machen, alles Aufgaben, die einem fleißigen Lernenden erspart blieben.

Die Schüler des Mater Misericordiæ gewannen ständig städtische und staatliche Buchstabierwettbewerbe, Debattierklub-Turniere und Wissenschaftspreise. Folglich wurden viele von uns von einigen der herausragendsten jungen Intellektuellen des Staates vermöbelt.

Großzügige Unterstützer des Ordens stellten Stipendien fürs College und für die Handelsschule für alle Interessierten bereit, zu denen ich aber nicht gehörte. Ich strebte eine Karriere als Schriftsteller an. Eine tiefgreifende Ahnung sagte mir, dass der falsche Universitätskurs für kreatives Schreiben meinem Stil jede Originalität austreiben könnte und mich in einen literarischen Roboter verwandeln würde.

Schwester Agnes Mary leitete die Arbeitsvermittlung für solche Schüler, die keine weiterführende Schule besuchen wollten. Als ich 17 ½ Jahre alt wurde,

benutzte sie ein paar meiner Textproben, um mir einen Job beim Herausgeber von *Arizona!* zu besorgen, einem Magazin über die Wunder des Staates und seiner Menschen. Zuerst erlaubten sie mir nicht, über zeitgenössische Personen zu schreiben, weil die sich viel leichter beleidigt fühlten als tote Leute. Stattdessen wurde ich beauftragt, interessante Orte und Bürger aus der geschichtenumwobenen Vergangenheit des Staates zu recherchieren und zu beschreiben, solange ich dabei Bordelle und Banditen außer Acht ließ.

An meinem 18. Geburtstag, nach nur sechs Monaten erfolgreicher Tätigkeit, konnte ich mir eine Einzimmerwohnung leisten und aus dem Waisenhaus ausziehen. Nachdem ich 18 Monate für das Magazin gearbeitet hatte, machte ich einen verhängnisvollen Fehler und befinde mich seitdem auf der Flucht vor finsternen Mächten.

Ich finde es unheimlich, dass ich, als ich diesen Fehler beging, binnen eines Tages und eine ganze Woche, bevor seine Tragweite deutlich wurde, meinen ersten Vorfall dieses, wie ich es eine Weile lang nannte, »seltsamen Magnetismus« hatte, als würde jemand mein Leben schreiben – nicht die Geschichte meines Lebens, sondern mein Leben selbst –, jemand, der wusste, dass die Zeit kommen würde, in der ich einen ganzen Haufen Geld brauchte, um meiner Ergreifung zu entgehen.

Dies war an einem Freitag Anfang Mai. Nachdem ich meine Aufgaben für die Woche erledigt hatte, nahm ich mir den Tag frei mit der Absicht, jede körperliche Anstrengung zu vermeiden, mich

mit leeren Kohlenhydraten vollzustopfen und alte *Alien*- und *Terminator*-Filme zu streamen, bis mir die Augen bluteten. Stattdessen wurde ich immer unruhiger, noch bevor ich den ersten mit Schokolade überzogenen Donut gegessen hatte, und verspürte ein seltsames Verlangen, mich in meinen alten Toyota zu setzen und seine abgefahrenen Reifen zu testen, indem ich aus der Stadt raus und hinein in die Wüste fuhr. Ich weiß noch ganz genau, wie ich zu mir selbst sagte: »Was mache ich nur? Wohin fahre ich?« Dann hörte ich auf, mir solche Fragen zu stellen, denn mir wurde bewusst, dass ich, wenn ich mit einer etwas anderen Stimme sprechen und mir ein bestimmtes Ziel als Antwort geben würde, vielleicht unter einer multiplen Persönlichkeitsstörung litt, und das wollte ich auf keinen Fall.

Mein Fahrtziel stellte sich nicht als eine Geisterstadt, sondern als eine Art Geisterkreuzung heraus, nicht aus den Tagen der Cowboys und Goldgräber des 19. Jahrhunderts, sondern aus den 1950ern. Ein Teil eines State Highways war von einer Fernstraße entbehrlich gemacht worden. Eine Texaco-Tankstelle mit Reparaturwerkstatt, ein Restaurant und eine große Wellblechhütte von unbestimmter Verwendung wurden dort von der erbarmungslosen Wüstensonne, dem Wind, den Insekten und der Zeit zugrunde gerichtet. Ich war schon einmal dort gewesen, sechs Monate zuvor, um mir einen Eindruck von dem Ort zu verschaffen, über den ich ein kleines, launiges Stück für das *Arizona!*-Magazin schreiben wollte.

Das große Schild auf dem Dach des Restaurants war von der jahrzehntelangen unerbittlichen Sonneneinstrahlung ganz verblasst und von Rednecks, die fanden, dass starke Drinks und Schusswaffen eine unterhaltsame Mischung ergaben, um einen Abend auf kaum befahrenen Nebenwegen zu verbringen, mit Löchern durchsiebt worden. Für gewöhnlich hatten diese Leute keine Frauen, die Einspruch erhoben, und keine Freundinnen, die ihnen reizvollere Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung boten. Meine Recherchen hatten ergeben, dass das Restaurant früher »Santinello's Roadside Grill« hieß.

Ich parkte auf der rissigen, von der Sonne ausgebleichten Asphaltstraße, nahm eine Taschenlampe aus dem Handschuhfach, stieg aus meinem Wagen und näherte mich dem Santinello's. Die Fenster waren schon vor langer Zeit herausgebrochen worden und die Vordertür hing an durchgerosteten Scharnieren.

Im Inneren stießen Lanzen aus Sonnenlicht durch die Fenster an der Ostseite und zwangen die Schatten, sich in den westlichen Teil des Gastraums zurückzuziehen, wo sie sich versammelten, als würden sie eine Verschwörung planen. Die Sitzecken, Tische und Stühle waren 1956 zusammen mit der Kücheneinrichtung verkauft worden. Der Wind hatte den Abfall und den Staub vieler Jahrzehnte ins Innere geblasen.

Keiner der Herpetologen, die ich befragte, hatte mir erklären können, warum ein paar Dutzend Schlangen, meist Klapperschlangen, zum Sterben hierhergekrochen waren. Bei meinem ersten Erkundungsbesuch hatte ich völlig die Fassung verloren, bis ich

kapierte, dass sie luftgetrocknet, erstarrt und leblos waren.

Trotzdem schritt ich bei meinem erneuten Besuch mit aller Vorsicht an ihnen vorbei und ging in den Raum, der früher einmal die Küche gewesen war. Alles von Wert war schon längst weggeschafft worden, nur zerbrochene Holzkisten, in denen einst Orangen und anderes Obst und Gemüse gelagert worden waren, lagen gehäuft an einer Wand, zusammen mit allen möglichen leeren Konservendosen.

Bei meinem ersten Besuch hatte ich mich durch dieses Treibgut gewühlt und gehofft, dass etwas darin mir einen Aufhänger für einen rührenden Absatz über dieses Schiff namens Santinello's liefern würde, das in den zerklüfteten Klippen des Fortschritts auf Grund gelaufen und dessen Besatzung ihrer lebenslangen Arbeit und des Traums von einer besseren Zukunft beraubt worden war. In den frühen Tagen meiner Autorenkarriere war ich überschwänglich wie ein Welp und in meinem ehrlichen Bemühen, den Lesern eine emotionale Reaktion zu entlocken, zu solch einem ungewöhnlichen, wenn auch peinlichen Gemenge aus Metaphern imstande. Das ist lange her und ich bin nun viel reifer, da ich, während ich dies hier schreibe, ein Jahr damit verbracht habe, irgendwie am Leben zu bleiben und gleichzeitig die wahre Beschaffenheit der Welt nach und nach zu enthüllen und mich ihr anzupassen.

Jedenfalls reflektierte bei dieser ersten Erkundung etwas Grelles im Licht meiner Taschenlampe, als ich mich durch die Trümmer wühlte, und erregte meine

Aufmerksamkeit. Als ich mich streckte, um einen Fetzen vergilbtes Papier von dem Gegenstand zu pflücken und ihn ganz zu enthüllen, krabbelte eine verwirrte Tarantel aus dem Abfall und huschte meinen Arm hinauf. Ich wusste, dass die Kreatur nicht giftig war, dass sie nicht beißen würde, dass ihrer Art nachgesagt wurde, sanftmütig zu sein, dass sie so etwas wie der Mohandas Gandhi der Arachniden war. Aber wenn eine haarige Spinne von der Größe eines Fußballs – zumindest schien es mir so – auf dein Gesicht zustürzt, dann meldet sich die Kampf-oder-Flucht-Reaktion mit voller Wucht. Ich taumelte zurück, schaffte es, das Ungetüm von meinem Arm zu stoßen, und verlor jegliches Interesse an dem Flitter, der zwischen dem Unrat gefunktelt hatte.

Nun war ich zurück, warum auch immer, und suchte mit meiner Taschenlampe nicht nach der Tarantel, bei der ich mich, so fand ich, für nichts entschuldigen musste, sondern nach dem Gegenstand, von dem die Spinne mich vertrieben hatte. Ich fand ihn: eine sehr alte Münze – aus purem Gold, ihrem Schimmer nach zu urteilen.

Während ich die schwere Münze zwischen meinen Fingern wendete, staunte ich, dass mein Unterbewusstsein sie am Tag der Tarantel als das erkannt haben musste, was sie war, und monatelang an diesem Wissen festgehalten hatte. Warum ich mich aber plötzlich veranlasst sah, nach all dieser Zeit an diesen Ort zurückzukehren, war für mich ein größeres Rätsel als die Frage, wie solch eine Münze in ein verlassenes Restaurant gelangt war, hier an dieser

ehemals geschäftigen Kreuzung, die nun in allen vier Richtungen ins Nirgendwo führte.

Ich ließ die leblosen Schlangen in ihrem gespenstischen Frieden ruhen und fuhr zurück in die Stadt, wo ich einen Laden aufsuchte, der von antiken Möbeln aus Frankreich bis hin zu japanischen Bronzen aus der Meiji-Periode alles kaufte und verkaufte.

Der Besitzer, Julius Shimski, wusste alles, was es über alte Dinge zu wissen gab – Münzen, Briefmarken, Gemälde –, nicht zuletzt deshalb, weil er 98 war und sein Leben damit zugebracht hatte zu lernen. Julius hatte einen Mönchsring aus weißem Haar, Augenbrauen so üppig wie schneeweiße Raupen, blaue Augen so klar wie das Wasser im Garten Eden und ein Gesicht, das mit dem Alter nicht faltig geworden war, sondern sich geglättet hatte und nun dem Antlitz ähnelte, das er kurz vor seiner Brit Mila gehabt haben musste. In einem Profil über ihn im *Arizona!* hatte er seine rotwangige Erscheinung mit folgenden Worten erklärt: »Wenn man sich mit dem Wissen zu allen möglichen Themen vollstopft, macht es einen prall.« Ich habe das Profil nicht geschrieben, denn Julius war nicht tot, aber nachdem ich es gelesen hatte, ging ich hin und wieder in seinen Laden, um mit ihm zu plaudern.

Eigentlich ist der Laden mehr als nur ein Laden. Das zweigeschossige, mit Ziegeln verkleidete Stahlbetongebäude war so feuersicher konstruiert, dass nicht einmal der Teufel selbst es mit einem der zerstörerischen Funken aus seinen Fingern hätte anzünden können. Der Warenbestand ist mehrere

Millionen wert und um überhaupt hereingelassen zu werden, braucht man einen Termin oder muss mit Julius bekannt sein. In jedem Fall gelangt man nur durch einen Vorraum aus kugelsicherem Glas hinein, und dort wird man nach Waffen abgetastet, bevor ein Summton die innere Tür öffnet. Als Julius gerade einmal 41 war und sein Geschäft in einem anderen Gebäude betrieb, wurde er unter Waffengewalt ausgeraubt und mit einer Pistole niedergeschlagen, woraufhin er diese Festung von einem Laden errichtete, denn, so sagte er es in seinem Profil: »Mit der Paranoia kann ich leben, aber nicht mit einer Kugel im Kopf.«

An jenem Freitag kümmerte sich Sharona, seine Enkelin, um den Verkaufsraum, was mich gleich doppelt glücklich machte, als ich sie aus dem gläsernen Vorraum erblickte. Mit ihrem samtschwarzen Haar und den dunklen Augen und der auserlesenen Anordnung ihrer Gesichtszüge ist sie eine dieser Frauen, die man nicht lange anschauen kann, ohne dabei die Fähigkeit zu verlieren, zusammenhängende Sätze hervorzubringen. Wenigstens geht es mir so. Sie ist 30, elf Jahre älter als ich, was heißt, dass ich aus ihrem Blickwinkel gesehen kaum die Pubertät hinter mir habe, während sie aus meinem Blickwinkel gesehen das Mädchen meiner Träume ist. Sie ist unter anderem eine Philatelistin, was nicht so sexy ist, wie es sich anhört. Sie weiß alles, was es über sammelwürdige Briefmarken zu wissen gibt. Genau wie ihr Großvater saugt sie Wissen wie ein Schwamm auf. Ich habe keinen Schimmer, warum sie nicht verheiratet

ist. Auch wenn sie mir mit einer Zuneigung begegnete, wie sie eine Tante ihrem Lieblingsneffen entgegenbringen würde, träumte ich davon, eines Tages etwas zu tun – vielleicht eine Familie aus einem brennenden Haus retten oder einem verrückten Terroristen die Waffe abnehmen –, das sie veranlassen würde, mich mit ganz anderen Augen zu betrachten und mich als die romantische Gestalt *ihrer* Träume zu sehen.

Sie winkte und drückte dann auf den Türöffner. Ich lief an der Sammlung von Tiffany-Lampen und den mit Goldlack überzogenen japanischen Kisten vorbei, die aus der Taishō-Zeit bis in die Heisei-Ära datierten, und ging zu dem Verkaufstresen, wo sie stand. Eine Auslage mit unter Sammlern höchst begehrten Armbanduhren lag zwischen uns. Wäre ich für die bedrohliche Melodie empfänglicher gewesen, die das Schicksal für das, was noch kommen sollte, als Hintergrundmusik gewählt hatte, hätte ich diese Uhren vielleicht als ein Omen für meine ablaufende Zeit gesehen.

Stattdessen betrachtete ich Sharona mit einem Lächeln, das wahrscheinlich eher ein jungenhaftes Grinsen war, und verkündete: »Du siehst so Freitag aus«, womit ich eigentlich sagen wollte, dass sie heute hinreißend aussah.

Sie lächelte ihr Tante-an-Neffe-Lächeln. »Das hat noch nie jemand zu mir gesagt, Quinn. Wie sieht denn ein Freitag aus?«

»Na ja, genau wie du.« Eine nähere Erläuterung erschien mir unverzichtbar, und so fuhr ich fort: »Freitag ist der beste Tag von allen, findest du nicht

auch? Die Arbeitswoche ist vorbei und der Montag liegt noch in ferner Zukunft, also sind wir eine Zeit lang ungebunden. Natürlich habe ich heute frei und du nicht, was vielleicht heißt, dass du die ganze Sache in einem anderen Licht siehst. Aber für mich, in diesem Augenblick, jedenfalls in dieser Woche, ist der Freitag großartig. Freitag ist wunderschön.«

Da. Ich hatte es tatsächlich ausgesprochen. Ich hatte ihr gesagt, dass sie wunderschön ist, auch wenn sie vielleicht einen Übersetzer brauchte, der ihr das, was ich meinte, verständlich darlegte.

Sie neigte ihren Kopf und sah mich an. »Du bist ja richtig aufgedreht, Quinn. Wie viel Kaffee hast du heute Morgen getrunken, mein Lieber? Mein Onkel Meyer war ein Acht-Tassen-am-Tag-Mann und bekam mit gerade mal 34 ein blutendes Magengeschwür. Drei Tage auf der Intensivstation.«

»Oh, kein Grund zur Sorge. Ich bin ein Zwei-Tassen-Mann. Mehr brauche ich nicht, um mich aufzuladen. Eine gute jamaikanische Mischung.« Eigentlich trank ich nur selten Kaffee. Ich zog koffeinfreie Pepsi oder Coke vor, wollte aber nicht, dass sie mich für einen Jungen hielt, weil ich lieber Softdrinks anstatt einer guten Tasse Wachmacher trank. Ich schämte mich für meine Lüge, auch wenn es nur um so etwas Belangloses wie Kaffee ging. Um nicht noch tiefer in einem Sumpf aus falschen Darstellungen zu versinken, holte ich die Goldmünze aus meiner Hosentasche hervor. »Warum ich gekommen bin ... Ich habe das hier gefunden. Ich denke, es könnte etwas wert sein.«

»Ich bin in erster Linie eine Philatelistin, auch wenn ich eine Menge über Tiffany, Jugendstil und Art déco weiß. Großvater ist der geniale Numismatiker.«

Der Klang von »Philatelistin« gefiel mir so gut, wenn sie es sagte, dass ich sie bitten wollte, es noch einmal auszusprechen, hielt mich aber zurück.

»Du weißt ja, wo Großvaters Büro ist. Ich funke ihn an und sage ihm Bescheid, dass du gleich bei ihm bist.«

Julius' Büro lag hinten im Gebäude im Erdgeschoss. Ich lief durch einen Lagerraum voller Schätze und fand ihn hinter seinem Art-déco-Schreibtisch, der von Ruhlmann war. Das wusste ich, weil er mir einmal von seiner Geschichte erzählte, als ich ihn fragte, ob ich solch einen Tisch bei Ikea kaufen könne. Er betrachtete gerade eine Kakerlake mit einer Juwelierlupe.

»Was ist das?«

»Eine Brosche«, sagte er.

»Warum würde jemand eine Kakerlakenbrosche tragen wollen?«

Er blickte von der Lupe auf und zog seine buschigen Augenbrauen hoch. »Das ist keine Kakerlake. Das ist eine ganz andere Art von Käfer. Ein Skarabäus. Er ist aus Silber gemacht, das im Moment noch angelaufen ist, und mit einigen der feinsten Saphire, Rubine und Smaragde besetzt, die ich je das Vergnügen hatte zu sehen.«

»Kakerlake, Skarabäus – Käfer ist Käfer. Ich mag kein Ungeziefer.«

»Skarabäen waren den Pharaonen des alten Ägypten heilig.«

»Das ist wahrscheinlich der Grund, warum ihre Zivilisation untergegangen ist. Sehen Sie mal, was ich gefunden habe.«

Er legte den mit Edelsteinen besetzten Skarabäus und die Lupe beiseite, um meine Münze zu betrachten. »Woher hast du sie?«

Ich erzählte ihm eine Version der Wahrheit, ohne zu lügen, erwähnte aber nicht die Tarantel, weil ich nicht wollte, dass er Sharona verriet, wie ich von einer einfachen Spinne verscheucht worden war. »Ist sie etwas wert?«

»Im Einzelhandel, von einem Sammler, würde sie 40.000 Dollar einbringen, vielleicht ein paar Tausend weniger.«

Ich war völlig baff. Ich hatte auf vielleicht einen Hunderter gehofft.

»Ach, du heiliger Bimbam!«, rief ich. So etwas sagten wir immer im Waisenhaus, um in der Gegenwart der Nonnen ungehobeltere Ausdrücke zu vermeiden. »Ich schätze, dann finde ich mal besser heraus, wem sie gehört.«

Julius runzelte die Stirn. »Wem sie gehört? Nach dem, was du mir berichtet hast, würde ich sagen, dass sie dir gehört. Es ist ja nicht so, dass einer der Besitzer des Restaurants noch am Leben wäre. Und wenn ich mich recht an den Artikel erinnere, den du für das Magazin geschrieben hast, wurde der ganze Grund und Boden dort vergesellschaftet und unterliegt nun der Gemeinfreiheit.«

»Dann gehört sie dem County. Oder Washington. Bestimmt gibt es einen Finderlohn.«

Ich hatte die ganze Zeit vor dem Schreibtisch gestanden. Nun deutete Julius auf einen Stuhl und sagte: »Setz dich. Du bist ja ganz benommen.«

Als ich ihm versicherte, dass es mir gut ging, sagte er mir noch einmal, dass ich mich setzen sollte, und zwar mit mehr Nachdruck, als ich es je von ihm gehört hatte.

»Was würde die Regierung wohl mit 40.000 Dollar anstellen?«, sagte er. »Einen Seifenspender für eine der Toiletten im Senat anschaffen? Die Schienen für einen Zug nach Nirgendwo um einen halben Meter verlängern? Hör zu, mein Junge, wenn du jemand anderes wärst, würde ich dir 26.000 bieten, vielleicht ein kleines bisschen mehr. Aber ich bin mir fast sicher, dass ich die Münze innerhalb eines Monats einem Sammler für so ziemlich den Preis verkaufen kann, den ich dir genannt habe, also werde ich das Risiko auf mich nehmen und biete dir 30.000. So jung und so mittellos, wie du bist, ist dies ein Segen, für den du Gott danken solltest. Leb dein Leben einfach weiter.«

Vielleicht war ich unschuldiger, als es mir guttat, oder vielleicht wollte ich nicht, dass er mich für so jung hielt, also *zu* jung für Sharona, sollte sie sich urplötzlich in mich vergucken. Aus welchem absurden Grund auch immer sagte ich: »So jung bin ich gar nicht. Immerhin habe ich einen guten Job, meine eigene Wohnung. Ich habe gute Aussichten.«

»Junge, wenn du nicht jung bist, dann bin ich älter als tot.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl vor und balancierte die Münze zwischen seinem Daumen und

Zeigefinger. »Sag mir, dass du das Geld nimmst, oder ich werde sie werfen. Wenn ich sie werfe und Kopf gewinnt, spül ich sie das Klo hinunter, und wenn Zahl gewinnt, spül ich sie ebenfalls das Klo hinunter.«

»Sie machen Witze.«

»Wollen wir wetten?«

»Aber was ist das denn für eine Wahl?«

Er stand von seinem Stuhl auf. »Es ist die einzige, die ich dir anbiete. Ich werde mich nicht an deiner unverantwortlichen Verwirrung beteiligen. Und wenn du glaubst, dass ich zu alt bin, um dich davon abzuhalten, sie mir wegzunehmen, bevor ich sie das Klo hinunter-spülen kann, ziehst du dir besser ein Suspensorium an und machst dich auf Schmerzen gefasst.«

Rückblickend betrachte ich, dass mir die Vorstellung, plötzlich 30.000 Dollar zu besitzen, Angst machte. Ich war mit nichts in diese Welt gekommen und hatte 18 Jahre lang auf Kosten des Waisenhauses gelebt. Selbst mit meinem Job beim *Arizona!* hatte ich nie so viel Geld, um mir Sorgen machen zu müssen, dass ich es verlieren könnte. Ich wollte nicht als Narr dastehen, wenn ich 30.000 Dollar unbedacht ausgab, weil mich dann nicht nur Sharona als einen Loser abtun würde, sondern auch jede andere Frau mit Verstand.

Und so nahm ich die 30.000. Julius schrieb mir einen Scheck über 29.000 aus und gab mir 1000 in bar, damit ich die abgefahrenen Reifen an meinem verrosteten Toyota unverzüglich wechseln lassen und sogar noch ein bisschen feiern konnte. Ich ging geradewegs zur Bank und nahm eine Einzahlung vor.

Da Julius und ich dieselbe Bank hatten, riefen sie ihn zur Verifizierung an und schrieben mir das Geld gleich am nächsten Tag gut. Seitdem ist der Samstag mein liebster Tag der Woche.

Am nächsten Morgen, nachdem ich mich geduscht und eine Schüssel Cap'n Crunch gegessen hatte, packte mich wieder dieser seltsame Magnetismus, der mich schon zu der Geisterkreuzung gelockt hatte. Dieses Mal fühlte ich mich genötigt, zur Bank zurückzukehren und 4000 Dollar in Hundertern und Zwanzigern abzuheben. Ich gab nicht einen Cent davon aus. Ich nahm das Geld mit in meine Wohnung, verstaute es sicher in einem verschließbaren Plastikbeutel und schob den Beutel unter das Sitzkissen meines einzigen Sessels.

Ich erinnerte mich, einen Artikel gelesen zu haben, der von einer Zeit handelte, als Banken pleitegingen, und so nahm ich an, dass ich einfach nur Angst davor hatte, meinen plötzlichen Wohlstand wieder zu verlieren.

Am Montag ging ich während meiner Mittagspause noch einmal zur Bank und hob weitere 2000 ab, die ich auch in den Beutel steckte. Nachdem ich noch mal 3000 am Dienstag und 3000 am Mittwoch abgehoben hatte, machte ich mir langsam selbst Angst. Nein, ich fürchtete nicht, die Kontrolle zu verlieren. Vielmehr spürte ich, dass ich mich auf etwas vorbereitete, das schlimmer war als der Zusammenbruch von Banken, dass ich irgendwie *wusste*, dass Ärger im Anmarsch war, so wie ich gewusst hatte, wo ich die wertvolle Münze finden würde.

Am Donnerstag erschreckte ich mich selbst noch mehr, weil es mir nicht gelang, das Verlangen zu unterdrücken, einen kleinen Koffer zu kaufen und ihn mit zweimal Klamotten zum Wechseln und Toilettenartikeln zu packen. Ich legte den Koffer in den Kofferraum meines Wagens und stellte das Fahrzeug auf einem Langzeitparkplatz in einem Parkhaus in der Innenstadt ab. Ich bezahlte bar für eine Woche im Voraus.

Außerdem holte ich noch einmal 4000 von der Bank, wo sie bestimmt glaubten, dass ich entweder eine ernsthafte Spielsucht entwickelt hatte oder unter den Einfluss einer Frau geraten war, die sich nur mein Geld unter den Nagel reißen wollte.

Als ich am Freitagmorgen zur Arbeit erschien, waren zwei Plastikbeutel mit je 8000 Dollar darin mit Klebeband an meiner nackten Brust befestigt. Ich trug ein weites Hemd, damit es nicht so aussah, als würden mir plötzlich Brüste wachsen.

Zu diesem Zeitpunkt war ich mir nicht sicher, noch Herr meiner Sinne zu sein. Eine Woche war vergangen, seit ich an all dieses Geld gelangt war und mich darauf vorbereitete, auf die Flucht zu gehen. Dass mich meine Intuition dazu nötigte, solche Vorbereitungen zu treffen, bedeutete nicht, dass ich mich auf sie verlassen konnte. Eigentlich waren die meisten Menschen, die sich gezwungen sahen, ungewöhnliche Dinge zu tun, so plemplem wie ein Eichhörnchen auf Methamphetamin. Ich fragte mich, ob meine Angst vielleicht irrational war und ihren Ursprung in dem Schuldgefühl hatte, das ich wegen

des Verkaufs einer Münze verspürte, die nicht mir gehörte. Da mich Nonnen großgezogen hatten, waren mir 18 Jahre lang alle Du-sollst-nicht-Gebote auf die gütigste, aber auch auf die nachdrücklichste Weise eingebläut worden. Es war nur allzu einleuchtend, dass ein Übermaß an moralischen Appellen mich in solch einem Maße sensibilisiert hatte, dass ich mich schuldig fühlte, weil ich eine auf der Straße gefundene Münze für mich behielt. Sicher war dieses drohende Unheil nichts weiter als eine Einbildung, eine Flipperkugel der Angst, die in meinem verwirrten Kopf umherschoss. Wenigstens war das eine Theorie, die ich in Betracht zog, bis diese Rüpel während meiner Mittagspause aufkreuzten.



deankoontz.com

Dean Ray Koontz wurde im Juli 1945 in Pennsylvania geboren. Er verkaufte weit über 500 Millionen Bücher, die in 38 Sprachen übersetzt wurden. Dean Koontz ist einer der erfolgreichsten Autoren der Welt. Er lebt mit seiner Frau Gerda in Südkalifornien.

The Times: »Dean Koontz ist nicht nur der Experte für unsere dunkelsten Träume, sondern auch ein literarischer Künstler.«

Infos, Leseproben & eBooks:
www.Festa-Verlag.de